

DER

WELT-DETEKTIV



Der geheimnisvolle Schoner



DER WELT-DETEKTIV

Nummer 9

Der geheimnisvolle Schoner

Verlagshaus für Volksliteratur
und Kunst GmbH

Berlin

Inhalt

1. Kapitel - Rätselhafte Geschehnisse	6
2. Kapitel - Ein düsteres Geheimnis	10
3. Kapitel - Was Sherlock Holmes in Puerto Rico erreichte	17
4. Kapitel - Das Wrack der MARIANNE	23
5. Kapitel - In der Höhle des Löwen	30
6. Kapitel - Ein furchtbarer Augenblick	36

1. Kapitel

Rätselhafte Geschehnisse

Rodriges Alsalsa sank mit einem Aufschrei auf den hochlehnenigen Sessel zurück, als er die wenigen Worte des soeben empfangenen Telegramms überflogen hatte. Wirre, unverständliche Laute kamen von seinen Lippen. Sein sonst so gerötetes, frisches Antlitz färbte sich kreideweiß, und der Atem ging stoßweise.

Minutenlang währte der Schwächeanfall. Dann aber sprang er auf und stürzte zum Telefon, um Juan Mendoza, seinen Kompagnon, die erhaltene Hiobsbotschaft mitzuteilen.

Juan Mendoza beendete in seiner Villa das allmorgendliche Bad; als ihn der Diener zum Telefon rief.

»Wer will mich sprechen?«, erkundigte er sich mürrisch; denn er liebte es nicht, bei der Toilette gestört zu werden.

»Señor Alsalsa ist am Apparat«, erwiderte der Diener.

Mendoza fuhr leicht zusammen. Alsalsa; sein Kompagnon? Zum Teufel, das hatte nichts Gutes zu bedeuten! Solange sie zusammen die Geschäfte der Reederei führten, hatte Alsalsa dreimal in der Villa Mendozas angerufen: das erste Mal; als das Unglück mit der CRIOLLA passierte, das zweite Mal, als die Nachricht vom Untergang der nagelneuen CHALET eintraf, und nun heute!

Juan Mendoza warf sich den Bademantel über und lief in sein Arbeitszimmer.

»Hallo, Alsalsa!«, rief er, den Hörer des Apparats ergreifend. »Was ...« Aber er kam nicht weiter, weil ihm der Draht ein schweres Röcheln zutrug.

Diesem furchtbaren Laut, den eher ein Tier als ein Mensch ausgestoßen zu haben schien, folgte nach einer sekundenlangen eisigen Stille ein entsetzlicher Schrei, der Mendozas Blut in den Adern erstarren ließ.

»Alsalsa!«, schrie er. »Alsalsa - um Himmelswillen!« Aber keine Antwort erfolgte. Alles blieb still, und das leise Surren in den Drähten war das einzige Geräusch, das Mendozas Ohr erreichte.

Noch einmal brüllte er den Namen seines Kompagnons in den Trichter, doch es blieb still wie zuvor. Mendoza taumelte zurück. Das furchtbare Röcheln ... der entsetzliche Schrei ... was bedeutete das?

Er rannte zur Tür und schrie nach seinem Auto. Dann lief er in das Schlafzimmer hinüber und kleidete sich in fiebrhafter Hast an. Als er damit fertig war, stand die graulackierte Limousine schon vor dem Haus. Ohne den gedeckten Frühstückstisch irgendwelche Beachtung zu schenken und ohne seine Gattin über das Vorgefallene zu verständigen, warf er sich in den Wagen.

»Vorwärts!«, schrie er dem dunkelhäutigen Chauffeur zu. »Ins Geschäft! Fahr zu, was das Zeug hält!«

In rasender Fahrt ging es durch Trinidad. Nach acht Minuten hielt der Wagen vor dem Haus, in dem sich das Kontor der Reederei ALSALSA & MENDOZA befand.

Es war ein schöner, stolzer Bau, der von dem Aufschwung der Firma zeugte, hatte sich diese doch aus den kleinsten Anfängen heraus entwickelt. Mit einem einzigen Schiff hatten Alsalsa und Mendoza vor siebzehn Jahren das Geschäft gegründet, heute nannte die Firma, dank der Tüchtigkeit ihrer beiden Inhaber und des treuen Personals, eine Flotte von zwölf Dampfern ihr eigen, mit der sie einen regelmäßigen

Post-, Fracht- und Passagierdienst zwischen den Kleinen Antillen, von Trinidad nach Puerto Rico, unterhielt.

Eigentlich waren es noch zwei Schiffe mehr gewesen, die CRIOLLA und die CHALET, aber die beiden hatten rasch hintereinander ein tragisches Ende genommen. Die CRIOLLA war an den Toliman-Riffen mit Mann und Maus untergegangen, und die CHALET war spurlos verschwunden, wahrscheinlich in einem jener schrecklichen Wirbelstürme zugrunde gegangen, die zu jener Zeit die Antillen heimgesucht hatten.

Juan Mendoza sprang aus dem Wagen und eilte in das Gebäude, wo er jedoch die Angestellten ruhig arbeitend, als sei nicht das Geringste geschehen, antraf.

»Was war das für ein entsetzlicher Schrei, den ich durchs Telefon hörte?«, stieß er hervor, mühsam seine Erregung niederkämpfend.

Verwunderte Blicke trafen ihn. Ein Schrei? Niemand hatte derartiges vernommen. Der Prokurist, ein weißbärtiger Kreole, der seit Bestehen der Firma im Geschäft tätig war, trat erstaunt auf Mendoza zu.

»Ein Schrei, Señor?«, fragte er. »Wie meinen Sie das?«

Mendozas Herz klopfte stürmisch. Irgendeine dunkle Ahnung legte sich über ihn und lähmte in fast. Ohne die Frage des Alten zu beantworten, stieß er hervor: »Wo ist Señor Alsalsa?«

»In seinem Privatbüro.«

Mendoza wollte sich eilig dorthin begeben, aber der Weißkopf hielt ihn zurück.

»Señor Alsalsa hat Besuch«, sagte er. »Vor einer Viertelstunde kam ein Herr, ein gewisse Norton aus New York, um von uns für vierzehn Tage einen kleinen Dampfer zu char-

tern. Nun verhandelt er drinnen mit Señor Alsalsa.«

»Und der Mann ist noch nicht wieder fortgegangen?«

»Nein, Señor.«

Mendoza tupfte sich den Schweiß von der Stirn. Hatte er denn geträumt, als er das dumpfe Röcheln und den grässlichen Schrei vernahm? Aber nein, es konnte nicht sein. Noch jetzt gellten ihm die schrecklichen Laute in den Ohren.

»Kommen Sie mit«, wandte er sich an den Prokuristen. »Ich fürchte, dass etwas Furchtbares geschehen ist!«

Der Alte starrte den Chef verständnislos an; als aber Mendoza eilig davonschritt, wagte er nicht, zu widersprechen, und folgte ihm schweigend nach.

Wenige Minuten darauf standen sie vor der gepolsterten Tür, durch die man in Rodrigues Alsalsas Arbeitszimmer gelangte. Mendoza betrat als Erster den Raum, dicht hinter ihm folgte der Prokurist. Aber schon nach wenigen Schritten blieben sie entsetzt stehen, weil sich ein schreckliches Bild ihren Blicken darbot.

Von jenem Mr. Norton aus New York war nichts zu sehen. Er schien das Zimmer durch das weit offenstehende Fenster verlassen zu haben. Alsalsa lag tot neben dem Schreibtisch in einer Blutlache. Seine rechte Hand hielt noch den Telefonhörer. Aber der Apparat selbst war vom Tisch gestürzt und lag zertrümmert am Boden.

Mendozas Gesicht verzerrte sich.

»Mord!«, schrie er. »Mord!«

Er kniete neben dem toten Freund nieder und presste sein Ohr verzweifelt auf die stille Brust, in der ein treue Herz so jäh zu schlagen aufgehört hatte. Dann erhob er sich zitternd, sah sich mit wirren Blicken rings im Zimmer um und trat an das offenstehende Fenster.

Kaum hatte er aber einen Blick in die Tiefe geworfen, als er wie von einer Natter gebissen zurückfuhr. Zur rechten Seite des Fensters führte eine Feuerleiter zum Erdboden hinab. Diese Leiter herauf kam ein Mann, ein Fremder!

»Fort!«, keuchte Mendoza, dem leichenblassen Prokuristen zu. »Der Mörder kehrt noch einmal zurück! Laufen Sie hinunter und holen Sie die Polizei herbei!«

Der Prokurist eilte, das Entsetzen im Nacken, hinaus. Mendoza, dessen Spannkraft von Neuem erwachte, glitt hinter ihm her und schloss die Tür. Aber er verließ das Zimmer nicht, sondern huschte zu einer Potiere, hinter der er blitzschnell verschwand. Dann entsann er sich des Revolvers, den er wie immer bei sich trug. Er zog die Waffe hervor und entscherte sie. So! Nun sollte der Halunke, der wahrscheinlich irgendetwas Schwerwiegendes am Ort seiner Bluttat vergessen hatte, kommen!

Zum Äußersten entschlossen, umspannte Mendoza den Griff des Brownings. In diesem Augenblick erscholl vom Fenster her ein leises Rascheln. Die Gestalt eines hochgewachsenen, breitschultrigen Mannes tauchte auf und zwängte sich durch den geöffneten Fensterrahmen.

2. Kapitel

Ein düsteres Geheimnis

Dann stand der Unbekannte im Zimmer. Er stieß eine Verwünschung aus, als er die Leiche am Boden erblickte. Mit wenigen Schritten war er bei ihr, kniete nieder und verharrte so einige Minuten. Als er sich wieder aufrichtete, flammte

sein Augenpaar in einem seltsamen Feuer.

»Ganz so, wie Poolt es vorausgesagt hat!«, stieß er zwischen den Zähnen in englischer Sprache hervor. »Drei Stiche im Rücken, einer oben an der rechten Schulter!«

Auf dem Schreibtisch lag noch die Depesche, die Rodrigues Alsalsa kurz vor seinem jähen Ende erhalten und die ihn in einen so heftigen Zustand der Erregung versetzt hatte. Sie lautete: *Untergang des neu in Dienst gestellten Dampfers COLUMBIA kaum noch fraglich. Soeben weitere Trümmer zweier Rettungsboote bei den Tolima-Riffen an Land gespült. Agentur Paulo.*

Der Fremde kniff die Lippen zusammen.

»Nach der CRIOLLA und der CHALET nun auch noch die COLUMBIA!«, murmelte er dann. »Hell and devils, wenn das so weitergeht, wird die Reederei bald keine Schiffe mehr besitzen!«

Mendoza, der wie festgewurzelt hinter der Portiere stand, bereit, den Unbekannten auf der Stelle niederzuschießen, falls er sich zur Flucht wenden sollte, ließ den Browning plötzlich sinken.

Er beherrschte die englische Sprache wie seine eigene und hatte Wort für Wort von dem verstanden, was der Fremde gesagt hatte. Wie gebannt heftete er den Blick auf den Mann. Benahm sich so ein Mörder, der noch einmal an den Schauplatz des von ihm verübten Verbrechens zurückkehrte?

Kein Auge ließ Mendoza mehr von dem geheimnisvollen Menschen. Dieser entfaltete eine sonderbare Tätigkeit. Er kniete auf den Teppich nieder und betrachtete den Toten durch die Lupe. Plötzlich schien er etwas gefunden zu haben, was ihn stark interessierte. Er zog ein Stück Papier aus der Tasche und wickelte etwas ein. Dann spürte er weiter im

Zimmer umher. Einmal blieb er inmitten des Raumes stehen und sog die Luft ein. Dann lächelte er flüchtig, um gleich darauf wieder in seiner Beschäftigung fortzufahren, die darin bestand, das Zimmer systematisch auf Spuren hin zu untersuchen.

Schließlich zog er ein kleines Buch hervor und machte sich kurze Notizen. Darauf trat er zur Chaiselounge, zog die Decke herunter und breitete sie langsam über den Toten.

»So«, sagte er. »nun können Sie hinter Ihrer Portiere hervorkommen. Señor Mendoza, nun stören Sie mich nicht mehr.«

Mendoza stieß einen Schrei aus.

»Bitte, bitte«, rief der Unbekannte. »Es liegt zu weiteren Schreckensbefürchtungen keinerlei Anlass vor, Señor.«

Bleich, den Browning in der herabhängenden Hand, kam Mendoza aus seinem Versteck hervor.

«Ich hielt Sie für den Mörder meines Freundes und Kompagnons«, stammelte er. »aber nun erkenne ich, dass dem nicht so sein kann. Wer sind Sie?«

»Mein Name ist Sherlock Holmes«, lautete die einfache Antwort.

»Sherlock Holmes?«, ächzte Mendoza verwirrt. »Der weltberühmte Detektiv? Und Sie weilen hier in Trinidad, ohne dass irgendjemand Kenntnis hat?«

Sherlock Holmes zuckte die Schultern.

»Man muss den Leuten nicht immer alles an die Nase hängen«, sagte er. »Im Übrigen ist es durchaus kein Zufall, der mich nach Trinidad führte. Ich kam hierher, um ein Verbrechen zu verhüten. Aber leider«, seine Hand deutete auf die verhüllte Leiche, »hat es das Schicksal anders beschlossen!«

Mendoza zitterte wie im Fieber.

»Sie wussten, dass mein Kompagnon ermordet werden sollte?«, presste er hervor.

»Das habe ich nicht gesagt«, verbesserte Sherlock Holmes. »Meine Kenntnis beschränkte sich lediglich auf den Umstand, dass ein Mensch, nach dem ich schon lange fahnde, nach Trinidad kommen würde, um hier ein Verbrechen zu begehen. Welcher Art dieses Verbrechen war und wer ihm zum Opfer fallen sollte, wusste ich nicht.«

»Wie ... wie konnten Sie das vorher wissen?«

»Das lassen Sie einstweilen meine Sorge sein«, wehrte der Weltdetektiv die Frage ab, »und begnügen Sie sich für heute mit dem, was ich Ihnen mitteilte. Übrigens halte ich mich auch noch aus anderen Gründen in Trinidad auf. Diese Gründe hängen stark mit den Schiffsverlusten zusammen, die Ihre Reederei im Verlauf der letzten drei Monate erlitten hat.«

Mendozas Denkvermögen reichte nicht aus, dies alles ohne Weiteres zu begreifen.

»Unsere Schiffsverluste?«, stammelte er. »Was hat ein Detektiv wie Sie mit unseren Schiffen zu tun?«

»Sehr viel, wenn es sich bei den Unglücksfällen, bei denen zahlreiche Menschen, die sich an Bord der Schiffe befanden, umkamen, um nichtswürdige Verbrechen handelt!«

Mendoza stieß einen Schrei aus. Sherlock Holmes lächelte überlegen.

»Sie scheinen tatsächlich der Ansicht zu sein«, sagte er, »dass sowohl die CRIOLLA als auch die CHALET tückischen Elementen zum Opfer fielen; aber das ist nicht der Fall. Beide Schiffe wurden gewaltsam versenkt.«

Der Reeder verfärbte sich. Seine Gestalt geriet ins Wanken. Er musste sich an einem Sessel festhalten, um nicht umzu-

sinken.

»Gewaltsam versenkt?«, wiederholte er stockend. »Gewaltsam ver...?«

Die Erregung verschlug ihm die Stimme. Er vermochte es nicht, weiterzusprechen. Er starrte den berühmten Kriminalisten, der da so ungeheuerliche Worte sprach, nur aus entsetzten Augen an.

»Tut mir leid, Señor Mendoza, wenn ich Ihnen diese Mitteilung machen muss«, fuhr Sherlock Holmes fort, »und ich wäre wirklich froh, wenn das alles wäre. Aber dem ist nicht so. Sie werden ja wissen, dass Ihre erst vor wenigen Wochen vom Stapel gelassene COLUMBIA, die mit Bauholz und vierzehn Passagieren an Bord nach Puerto Rico unterwegs war, seit zwei Tagen überfällig ist. Auch dieses Schiff – fassen Sie sich, Señor – auch dieses Schiff ist einem verbrecherischen Anschlag zum Opfer gefallen! Dort liegt das Telegramm! Señor Alsalsa empfing es kurz vor seinem Tod und stand scheinbar im Begriff, Ihnen den Bericht telefonisch zu übermitteln, als ihn der tödliche Stahl traf.«

Mit einem dumpfen Aufschrei sank Mendoza auf den Sessel nieder. Hundert Gedanken rasten wie verrückt hinter seiner Stirn und verwirrten ihn gänzlich.

Dann aber sprang er wild auf und schleuderte Sherlock Holmes einen hasserfüllten Blick zu.

»Woher wissen Sie das alles?«, schrie er. »Stehen Sie mit der Hölle im Bunde?« Qual und Verzweiflung diktierten ihm die törichten, unbesonnenen Worte. »Wie können Sie ein Verbrechen im Voraus ahnen?«, fuhr er aufgeregt fort. »Wie können Sie wissen, dass unsere Schiffe gewaltsam zum Untergang gebracht wurden? Und woher wussten Sie, dass ich vorhin hinter der Portiere stand?«

Sherlock Holmes fühlte sich weder durch den flammenden Blick noch durch die erregten Worte beleidigt. Er begriff Mendozas seelische Verfassung, verstand, dass der Mann bei solchen schrecklichen Vorgängen und Eröffnungen die Herrschaft über seine Nerven verlieren musste.

»Du liebe Zeit«, erwiderte er trocken, »man weiß eben mancherlei, weil man Ohren hat, die hören, und Augen, die sehen können. Und was die Portiere anbelangt, so sprach auch hier noch die Nase ein gewichtiges Wort. Aber bleiben wir bei der Reihenfolge. Als ich das Zimmer betrat, sah ich Ihre Füße unter der Portiere hervorragen. Und als ich das Mexitin-Parfüm roch, wusste ich, dass Sie hinter dem Vorhang standen.«

Mendoza starrte den Sprecher fassungslos an.

»Ja«, stieß er hervor, »ich benutze das Mexitin-Parfüm. Das ist richtig. Aber woher können Sie wissen, dass ich ...?«

»Ich weiß sogar, wo Sie in Ihrer Villa das Parfüm-Flakon aufbewahren«, gab Sherlock Holmes seelenruhig zurück. »Die Flasche steht ganz rechts auf dem Waschtisch. Tja«, fuhr er fort, als er des Reeders entsetztes Gesicht Antlitz gewahrte, »nun werden Sie natürlich fragen, woher ich das alles weiß? Und ich müsste Ihnen antworten: Weil ich wiederholt heimlich in ihrem Haus war. Warum? Weil ich anfänglich Sie im Verdacht hatte. Sie müssen schon entschuldigen, Señor, aber ein Detektiv wie ich geht jedem Ding bis auf den Grund. Inzwischen habe mich auch überzeugt, dass Sie mit den geheimnisvollen Schiffsuntergängen nichts zu tun haben. Aber der Verdacht lag nahe. Ich erfuhr nämlich, dass Sie die untergegangenen Schiffe hoch versichert hatten. Nun gibt es ja, wie auch Sie wissen werden, eine gewisse Sorte von Reedern, die derartige verbrecherische Geschäfte ma-

chen. Irgendein Schiff wird hoch versichert, und unterwegs sorgt man dafür, daß es *untergeht*, und die Versicherung muss zahlen. Dieser Verdacht lag also auch hier nahe. So schnüffelte ich heimlich ein wenig in Ihren Korrespondenzen herum, die Sie zu Hause aufbewahren. Aber wie gesagt, ich überzeugte mich inzwischen, dass eine ganz andere Persönlichkeit hinter den Verbrechen steckt. Doch nun genug davon. Es wäre zwecklos, Ihnen alles zu erzählen. Sie würden die Hälfte doch nicht begreifen und hundertmal *Warum?* und *Wieso?* fragen. Im Übrigen kommt die Polizei ...«

Wirklich näherten sich feste Schritte der Tür.

»Sie tun gut, Señor«, flüsterte der Weltdetektiv dem gänzlich seiner Fassung beraubten Mendoza zu. »all das, was ich Ihnen über die gewaltsam versenkten Schiffe erzählte, einstweilen für sich zu behalten, wenn Sie wollen, dass die Schurken ihrer Bestrafung nicht entgehen!«

In diesem Augenblick drangen auch schon einige schwerbewaffnete Polizeibeamte, von einem Kommissar in Zivil geführt, zur Tür herein. Sherlock Holmes begrüßte sie mit einer leichten Verbeugung und stellte sich, seine Ausweise aus der Tasche ziehend, höflich vor.

»Bitte«, wandte er sich dann an den Kommissar, »walten Sie Ihres Amtes. Ich habe am Tatort nichts verändert. Ein Zufall führte mich hier am Haus vorüber. Ich sah einen Mann die Feuerleiter herunterklettern. Das kam mir verdächtig vor. Doch ehe ich den Unbekannten ergreifen konnte, war er bereits verschwunden. Ich kletterte nun selbst herauf und fand hier den Leichnam des Ermordeten.«

Er wandte sich zur Tür und sagte von hier aus, sich noch einmal umdrehend: »Falls Sie noch irgendwelche Auskünfte von mir wünschen, stehe ich Ihnen gern zur Verfügung. Ich

wohne unter dem Namen eines Mathias Shortier im Seehotel.« Dann ging er, die Beamten ihrer Verblüffung überlassend.

3.Kapitel

Was Sherlock Holmes in Puerto Rico erreichte

Sherlock Holmes' Erwartung, seinen treuen jungen Freund und Helfer Jonny Buston im Hotel anzutreffen, erfüllte sich nicht. Jonny war noch unterwegs. Wie eine Katze schlich er hinter dem Mörder Rodrigues Alsalsas her, der, um seine Spur zu verwischen, Trinidad kreuz und quer durcheilte, seitdem er den Schauplatz seines Verbrechens über die Feuerleiter verlassen hatte.

Er ahnte nicht, dass er just hierbei von Sherlock Holmes und seinem Helfer beobachtet worden war. Der Weltdetektiv hätte nur die Hand ausstrecken brauchen, um ihn zu verhaften. Dass er es nicht tat, hatte seine guten Gründe.

Sherlock Holmes wusste nämlich, dass dieser Halunke nur das willige Werkzeug einer ganzen Verbrecherbande war, die seit einiger Zeit die Kleinen Antillen unsicher machte.

In den Antillen war es schon seit Monaten nicht recht geheuer. Schiffe verschwanden spurlos, und wenn man je wieder etwas von ihnen sah, dann waren es nur Trümmer, die hier und da an Land gespült wurden. Eine große New Yorker Versicherungsgesellschaft, bei der die Schiffe hoch versichert waren, wurde misstrauisch. Gewiss, die Antillen waren wegen ihrer schweren, oft unvermuteten ausbrechenden Stürme gefürchtet, aber dennoch schien nun die Unzahl der

Schiffsunfälle nicht mit rechten Dingen zuzugehen. Die Gesellschaft hegte den Verdacht, dass die venezuelanischen Reeder ihre Hand dabei im Spiel hatten, um sich in den Besitz der hohen Versicherungssumme zu bringen.

Sie wandte sich an Sherlock Holmes, der sich just vorübergehend in den Vereinigten Staaten aufhielt, und ersuchte ihn, Licht in das mysteriöse Dunkel zu bringen. Sie unterstützte diese Bitte mit der Zusicherung eines außergewöhnlich hohen Honorars und atmete auf, als der Weltdetektiv seine Hilfe zusagte.

Seit dieser Zeit hielt sich Sherlock Holmes mit Jonny in den Antillen auf, ohne dass irgendein Mensch Kenntnis von ihrer Anwesenheit besaß.

Anfangs schien die Aufgabe kaum lösbar, denn immer wieder stellten sich ihnen schier unüberwindliche Hindernisse in den Weg. Zahlreiche Spuren, die anfangs sichere Hoffnung auf Erfolg verhiessen, verliefen im Sande. Es gehörte wirklich die ungeheure Energie und Hartnäckigkeit eines Sherlock Holmes dazu, die Nachforschungen nicht einfach einzustellen.

Aber gerade seine ungeheure Zähigkeit war es, die ihn dann eines Tages doch auf die rechte Fährte brachte. Wochenlang trieb er sich an Bord eines kleinen Kutters in den Antillen umher. Er hatte Gelegenheit, Hunderte von Menschen zu sprechen, Hunderte von Hafenkneipen aufzusuchen, Hunderte von Gerüchten zu prüfen – und als er schließlich zwei Monate später nach Trinidad zurückkehrte, wusste er zwar nicht alles, doch genug, um sich ein ungefähres Bild über die geheimnisvollen Vorgänge machen zu können.

Er spürte hier noch verschiedenen Personen nach und flog

dann nach Puerto Rico. Dort gelang es ihm, in einem Hafenspeicher 32 Tonnen aufzufinden, die Chemikalien enthielten. Das wäre an sich nichts Außergewöhnliches gewesen, aber die Tatsache, daß diese 23 Tonnen zu der Fracht gehörten, die die untergegangene CRIOLLA an Bord gehabt hatte, stellte doch einen starken Erfolg für den unermüdlichen Kriminalisten dar.

Natürlich wiesen die Tonnen andere Signaturen auf, aber durch solche Tricks ließ sich ein Mann wie Sherlock Holmes nicht irritieren. Tag und Nacht verfolgte er die hier aufgegriffene Spur mit dem Resultat, dass sich das Dunkel mehr und mehr lüftete. Er stieß auf einen Kapitän namens George Mixton und auf drei verrufene Kaufleute, die seine Freunde waren. Er stellte schließlich auch fest, dass dieser George Mixton einen eigenen Schoner besaß, mit dem er Fahrten in die Antillen unternahm. Angeblich für einen Holzgroßhändler.

Sherlock Holmes spürte weiter. Der Schoner lag eines Nachts im Hafen von Puerto Rico vor Anker. Die Gelegenheit ließ sich der Weltdetektiv nicht entgehen.

Er kletterte von einem kleinen Boot aus an Deck und ließ keinen Winkel des Schiffes undurchsucht. In der Kapitänskajüte hielt indessen George Mixton mit seinen drei Freunden und einer weiteren Mannsperson eine Konferenz ab. Leider fand die Unterhaltung in stark venezuelanischem Dialekt statt, sodass Sherlock Holmes nur Bruchstücke aufschnappen konnte. Immerhin verstand er soviel, dass die Leute beratschlagten, wie sie wohl ein bestimmtes Dokument in die Hände bekommen könnten. Es war von der Reederei Alsalsa und Mendoza in Trinidad wie auch von Goldbarren und Millionenbeute die Rede. Schließlich wurde der

Mann, der der Unterhaltung beiwohnte und den Sherlock Holmes bisher noch nicht gesehen hatte, auserkoren, nach Trinidad zu fahren, um das Gewünschte herbeizuschaffen – *mit Gewalt*, wenn es nicht anders möglich sei.

Um was ging es hier? Sherlock Holmes war entschlossen, die geheimnisvollen Dinge restlos zu klären. Er folgte dem fremden Mann, als dieser das Schiff verließ, und stellte fest, dass es ein Amerikaner war, der unter dem Namen Joe Trynn in einer kleinen Fremdenpension wohnte.

Wirklich reiste dieser Joe Trynn schon am nächsten Tag ab. In Trinidad angekommen, nahm er – wieder unter einem anderen Namen – in einem Hotel Wohnung und unternahm gar nichts.

Sherlock Holmes ließ sich aber nicht täuschen. Er und Jonny umlauernten den Mann stündlich, denn es stand für den Kriminalisten fest, dass dieser Joe Trynn nur nach Trinidad gekommen war, um im Auftrag des Kapitäns und seine Freunde ein Verbrechen zu begehen.

das mit einem Dokument zusammenhing, in dessen Besitz man sich unter allen Umständen setzen wollte.

Einige Tage waren dahingegangen, ohne dass das Geringsste geschehen wäre. Bis Joe Trynn heute das Hotel verlassen hatte, um sich schnurstracks zum Gebäude der Reederei Alsalsa und Mendoza zu begeben. Sherlock Holmes und Jonny ließen ihn natürlich auch auf diesem Weg nicht aus den Augen. Hing dieser Besuch mit dem geheimnisvollen Dokument zusammen?

Der Weltdetektiv wusste es nicht. Da er aber nicht annahm, dass Trynn am hellen Tage ein Verbrechen begehen würde, beschränkte er sich darauf, das Gebäude der Reederei so lange zu beschatten, bis der Geheimnisvolle wieder zum Vor-

schein kam. Aber plötzlich geschah etwas, das Sherlock Holmes nicht erwartet hatte: Ein Mann erschien auf der Feuerleiter und kletterte daran in wilder Hast in die Tiefe. Es war Joe Trynn! Teufel, es war also in dieser Stunde doch etwas geschehen! Etwas, das vielleicht mit dem Dokument zusammenhing. Hatte Trynn es geraubt?

Der Weltdetektiv fasste blitzschnell seine Entschlüsse.

»Lauf dem Kerl nach!«, flüsterte er Jonny zu. »Lass ihn nicht aus den Augen. Es kann sein, dass er in sein Hotel zurückkehrt. Vielleicht hat er aber auch andere Ziele. Wir müssen unbedingt wissen, wo er bleibt!«

Jonny huschte davon. Sherlock Holmes aber stieg kurz entschlossen die Leiter hinauf, um Sekunden später an Alsalsas Leiche zu stehen. Was sich dann ereignete, wissen wir bereits. Nun aber wartete Sherlock Holmes ungeduldig auf Jonnys Rückkehr.

Seine Geduld wurde auf eine harte Probe gestellt, denn erst gegen sieben Uhr abends erschien der Erwartete müde und abgespannt im Hotel. Aber seine Augen blitzten: Was er vollbracht hatte, war eine kriminalistische Glanzleistung. Er berichtete.

Nachdem Joe Trynn – immer unbemerkt von ihm, durch Jonny verfolgt – kreuz und quer Trinidad durchstreift hatte, betrat er schließlich eine kleine spanische Weinstube, die sich in einer ziemlich versteckt liegenden Seitenstraße befand.

Ewa eine Stunde später betrat ein alter, weißhaariger Kreole das Lokal.

»Wissen Sie, wer das war, Mr. Holmes?«, rief Jonny erregt.

»Nun?«

»Der Prokurist der Reederei!«

Der Weltdetektiv stieß einen Pfiff der Überraschung aus.
»Der Prokurist?«, murmelte er. »Du hast dich wirklich nicht getäuscht?«

Jonny protestierte lebhaft.

»Ich kenne ihn doch!«, erwiderte er bestimmt, um dann in seinem Bericht fortzufahren. »Beide Männer tuschelten zusammen. Was sie sprachen, konnte ich nicht verstehen, aber der Teufel soll mich frikassieren, wenn sie sich nicht über die Maßnahmen der Polizei unterhielten. Dabei grinsten beide. Anscheinend haben sie vor den venezuelanischen Behörden wenig Respekt. Später verließen sie die Weinstube. Jeder natürlich für sich. Ich heftete mich an Joe Trynns Fersen. Er ging zum nächsten Postamt und telegraphierte an Kapitän George Mixton in Puerto Rico!«

»Woher weißt du das?«

Jonny lächelte verschmitzt.

»Weil ich mich sofort bei dem Postvorsteher melden ließ, ihm meinen Ausweis zeigte und ihn ersuchte, mir den Wortlaut der Depesche mitzuteilen, die soeben an einen gewissen Kapitän Mixton in Puerto Rico aufgegeben worden sei. So erfuhr ich, was Trynn seinen Komplizen gedrahtet hatte. Hier ist die Abschrift des Telegramms!«

Der Weltdetektiv nahm das Blatt und las:

Kauf perfekt. Empfehle sofortige Vorbereitungsmaßnahmen zum Empfang der Fracht. Joe.

Sherlock Holmes runzelte die Stirn. Zweimal, dreimal las er die wenigen Worte. Dann nickte er und steckte das Papier zu sich.

»Und Trynn?«, fragte er.

»Der war natürlich verschwunden, als du aus der Post kamst?«

»Ja«, antwortete Jonny, »aber er ist, wie ich soeben erfahren habe, in sein Hotel zurückgekehrt.«

Sherlock Holmes knackte mit den Gelenken seiner Hand. Dann richtete er sich drohend auf und griff zur Mütze.

»Komm, Jonny«, sagte er, »wir wollen zu Señor Mendoza gehen. Taxiere, dass wir ihm allerlei zu erzählen haben.«

4. Kapitel

Das Wrack der MARIANNE

Juan Mendoza kehrte erst spät in seine Villa zurück. Sein bleiches Antlitz verriet deutlich genug, wie ihn das schreckliche Verbrechen, dem sein Kompagnon zum Opfer gefallen, erschüttert hatte.

Er schloss sich sogleich nach seiner Rückkehr in sein Arbeitszimmer ein, ließ sich auf dem Sessel vor dem Schreibtisch nieder und stützte den Kopf in beide Hände. Plötzlich ließ ihn aber ein leises Rascheln, das sein Ohr berührte, auffahren. Mit einem leisen Schrei sprang er hoch und griff zum Browning. Aber seine Annahme, dass man nun vielleicht auch ihn zu überfallen trachtete, traf nicht zu.

Zwei schattenhafte Gestalten lösten sich aus dem Halbdunkel der äußersten Zimmerecke und hoben beschwichtigend die Hände.

Gleichzeitig flüsterte eine bekannte Stimme: »Seien Sie unbesorgt, Señor, aber die augenblickliche Situation lässt es ratsam erscheinen, heimlich zu Ihnen zu kommen.«

»Señor Holmes?«, murmelte Mendoza.

»Ich bin es. Und das hier ist mein braver Jonny. Nein bitte

kein Licht! Es ist besser so. Und dann noch etwas: Sind wir hier unbelauscht?«

»Vollkommen«, antwortete der Reeder, »aber ich werde wahrscheinlich in wenigen Minuten Besuch erhalten.«

»Von wem?«

»Ich habe meinen Prokuristen herbestellt. Ich habe mit ihm über manches zu sprechen, was in nächster Zeit geschehen soll.«

»Hm«, machte Sherlock Holmes, »wie heißt doch der Mann gleich? Huas nicht wahr?«

»Ah, Sie kennen ihn?«

»Allerdings«, sprach der Weltdetektiv trocken. »Sie haben sich da ein wahres Musterexemplar von Spitzbuben angeschafft!«

Mendoza prallte zurück. »Huas – ein Spitzbube?«, stieß er heraus. »Huas, der schon seit Jahren unserer Reederei als Prokurist vorsteht?«

»Derselbe. Oder finden Sie es etwa vollkommen in Ordnung, dass sich dieser werthe Señor zwei Stunden nach dem scheußlichen Verbrechen mit dem Mörder in einer Weinstube traf?«

Mendoza verlor den Rest seiner Fassung.

»Reißen Sie sich zusammen, Señor«, sagte Sherlock Holmes. »Ich habe Ihnen noch mehr zu berichten. Hören Sie gut zu: Seit Monaten treibt in den Antillen ein Schoner sein Unwesen. Kommandant und Besatzung sind Piraten vom reinsten Wasser. Acht Schiffe sind ihnen in den letzten Monaten zum Opfer gefallen, darunter die CRIOLLA«, die CHALET und jetzt auch Ihre nagelneue COLUMBIA. Die wertvolle Fracht wurde geraubt, nach Puerto Rico gebracht und von dort von drei übelberüchtigten *Kaufleuten* verschau-

chert. Die gekaperten Schiffe sind dann wohl unter den Piraten mit Mann und Maus versenkt worden. Im Übrigen besitzt die Bande noch auf einer kleinen, unbewohnten Insel ihr Geheimversteck, das aufzufinden mir aber bis heute leider nicht gelungen ist.«

Schritte näherten sich der Tür und veranlassten Sherlock Holmes, in seinem Bericht innezuhalten. Gleich darauf klopfte es.

Einer der Diener meldete von draußen, Señor Huas sei gekommen. Mendoza befand sich in einem Zustand ungeheurer Erregung. Er war kopflos und wusste nicht, was er tun sollte.

»Sprechen Sie ein paar harmlose Worte mit ihm«, flüsterte ihm der Weltdetektiv zu, »und dann schicken Sie ihn wieder fort. Aber verraten Sie sich nicht. Er darf nichts merken.«

Jonny und Sherlock Holmes huschten ins Nebenzimmer. Mendoza knipste das Licht an und schloss die Tür auf. Dann nahm er am Schreibtisch Platz und zwang sich dazu, ruhig Blut zu bewahren. Huas trat ein.

Er verneigte sich respektvoll und kam langsam näher, um sich dann, als er des Chefs bleiches Antlitz sah, teilnehmend nach seinem Befinden zu erkundigen. Mendoza wehrte ab.

»Ich bin müde, Huas«, sagte er, »grenzenlos müde. Die Aufregungen dieses Tages haben mich arg mitgenommen und ich fühle mich augenblicklich außerstande, mit Ihnen zu konferieren. Wir wollen sehen, ob wir morgen Vormittag miteinander über die verschiedenen Dinge sprechen können.«

Huas verriet mit keiner Miene, was hinter seiner Stirn vorging. Er wünschte gute Besserung und verließ gleich darauf mit leisen Schritten das Zimmer.

Sherlock Holmes beobachtete vom Nebenzimmer aus, wie der Besucher das Haus verließ. Dann kehrte er mit Jonny zurück und flüsterte: »Drehen Sie das Licht wieder aus!«

Der Reeder tat, wie ihm geheißen. Dann saßen sie sich im Dunkeln gegenüber.

»Dieser Mensch«, begann Sherlock Holmes, »der soeben so teilnahmsvolle Worte für Sie fand, steht mit den Piraten im Bunde. Seit ich das weiß, ist mir vieles klar geworden. Doch ehe ich fortfahre, gestatten Sie mir bitte eine Frage: Welche Feststellung haben Sie oder die Polizei bezüglich der Beute des Mörders machen können?«

»Die Beute?«, wiederholte Mendoza verwirrt. Dann schüttelte er den Kopf. »Man hat nichts geraubt. Señor Holmes!«

»Ich muss Ihnen widersprechen. Der Mörder stahl ein Dokument. Es muss sich sogar um ein sehr wertvolles Papier handeln.«

Da glitt ein müdes Lächeln über des Reeders eingefallene Züge.

»Ah, Sie meinen den Plan über das Wrack der MARIANNE? Ja, der ist allerdings verschwunden, aus der Mappe, in die er geheftet war, herausgerissen. Und dieses Papier, glauben Sie, hat der Mörder gestohlen?«

»Ich nehme sogar an, dass der Mord um dieses Dokuments willen geschah!«

Mendoza starrte den Sprecher an. Dann rief er: »Der Plan ist vollkommen wertlos. Vor etwa fünfunddreißig Jahren sank an der Pedas-Insel ein französischer Dampfer, der Goldbarren nach Puerto Rico bringen sollte. Ein paar Versuche der Reederei, das Wrack zu bergen, scheiterten. Später kauften wir den Franzosen das Wrack ab. Das heißt, wir sicherten uns das Recht, das Wrack jederzeit bergen zu kön-

nen. Aber auch unsere Versuche misslangen, weil wir unzureichende Mittel zur Verfügung hatten. Bis wir dann im vorigen Jahr einen neuen Versuch unternahmen, das Gold aus dem Wrack heraufzuholen. Wir schickten einen Taucher in die Tiefe. Er kam wieder und lachte uns aus. An der auf dem Plan angegebenen Stelle ist nicht die geringste Spur eines Schiffwracks zu entdecken! Seit der Zeit haben wir uns den Goldschatz aus dem Kopf geschlagen. Der Plan ist, das werden Sie wohl nun verstehen, vollkommen wertlos!« Sherlock Holmes wiegte den Kopf hin und her. Dann blickte er Mendoza fest an. Seine Augen leuchteten seltsam in der Dunkelheit.

»Wer leitete im Vorjahr Ihre Bergungsversuche?«, fragte er. »Sie selbst?«

»Nein, ich verstehe von solchen Sachen wenig. Wir zogen einen Kapitän aus Puerto Rico zu Rate, einen Mann, der schon einmal mit Tauchern ein Schiff gehoben hat.«

»So, so«, meinte Sherlock Holmes. »Der Taucher stand demnach auch im Dienst jenes Kapitäns?«

»Jawohl. Wir hätten letzten Endes auch jemanden aus unserer Stadt genommen, aber in Trinidad gibt es keinen Menschen, der einen Tauchapparat besitzt und was sonst noch alles dazu gehört.«

Der Weltdetektiv blieb eine Weile stumm. Offenbar verarbeitete er das Gehörte. Plötzlich fragte er: »Besitzt dieser Kapitän Ihr Vertrauen. Señor? Ich meine, könnte es nicht sein, dass der Mann Sie hintergeht? Dass er dem Taucher befahl, Ihnen zu sagen, dass das Wrack nicht zu finden sei, obwohl es sich in Wirklichkeit doch an der angegebenen Stelle befindet?«

»Das halte ich für ganz ausgeschlossen.«

»Welche Summe repräsentieren denn die versunkenen Goldbarren?«

»Es soll sich um ungemünztes Gold im ungefähren Wert von achthunderttausend Dollar handeln.«

»Ein hübsches Stück Geld! Und Sie glauben, es sei völlig ausgeschlossen, dass in dem Kapitän der Gedanke aufgestiegen sei, sich dieses Goldbarren aus dem Meer zu fischen? Sehen Sie, Señor Mendoza, das wäre doch eine ganz einfache Geschichte: Der Mann sagt Ihnen, das Wrack befände sich gar nicht an dem bezeichneten Ort. Sie dampfen wieder ab, er kommt zu geeigneter Zeit wieder und birgt das Gold für sich selbst! Wäre das so ausgeschlossen?«

Der Reeder wurde unruhig.

»Sie bringen mich da auf eine Vermutung, die ich bisher noch nicht in Betracht gezogen habe«, antwortete er schließlich. »Und doch«, fuhr er nach einer kurzen, nachdenklichen Pause fort, »ich kann es eigentlich nicht glauben, dass Mixton ein solcher Betrüger sein soll. Wir kennen uns schon seit vielen Jahren, und ich habe noch niemals Veranlassung gehabt, mich über ihn in irgendeiner Weise zu beklagen.«

Sherlock Holmes lachte trocken auf.

»Das habe ich mir beinahe gedacht!«, sagte er.

»Was?«, murmelte Mendoza.

»Dass es sich um Kapitän Mixton handelt. George Mixton, nicht wahr? George Mixton aus Puerto Rico?«

Mendoza richtete sich kerzengerade auf. »Sie kennen den Mann?«

»Ja, ich habe das Vergnügen. Und nun setzen Sie sich ja recht fest auf den Stuhl, denn was ich Ihnen nun sage, wird Sie sicher stark Ihres Gleichgewichts berauben: Dieser Kapitän Mixton, der vor einem Jahr Ihre Bergungsaktion leitete,

ist derselbe, der mit seinem Schoner seit Monaten die Antillen unsicher macht und neben anderen Schiffen auch Ihre CRIOLLA, CHALET und COLUMBIA in den Grund gebohrt hat!«

»Teufel!«, schrie der Reeder auf.

»Und derselbe«, fuhr Sherlock Holmes fort, »der durch einen gewissen Joe Trynn Ihren Kompagnon ermorden und das Dokument rauben ließ!«

»Woher ... woher wissen Sie ... wissen Sie das alles?«, keuchte Mendoza.

Der Weltdetektiv hob die Schulter.

»Man hat sich schließlich nicht umsonst monatelang in den Antillen herumgetrieben!«, sagte er einfach.

Mendoza lief mit langen Schritten im verdunkelten Zimmer umher. »Noch heute verständige ich die Polizei«, schrie er aufgeregt, »die verruchte Bande zu verhaften! Noch heute!«

»Nicht doch! Keine Übereilung!«, fiel ihm Sherlock Holmes scharf ins Wort. »Ich habe die Angelegenheit bis hierher verfolgt und werde sie auch zu Ende führen. Sie werden der Polizei kein Wort von dem berichten, was Sie aus meinem Mund gehört haben. Tun Sie es dennoch, wird der gemeine Mord, der an Señor Alsalsa verübt wurde, für immer ungehört bleiben, denn der Polizei gelingt es schwerlich, die nötigen Beweise heranzuschaffen! Ich habe vor, ganze Arbeit zu leisten. Ich will nicht Trynn, will nicht Mixton. Ich will die ganze Bande mit all ihrem Anhang, ihren Hintermännern und Spionen zur Strecke bringen!«

»Aber ... aber, wie wollen Sie das fertigbringen?«

Da wetterleuchtete es in Sherlock Holmes Augen. »Wie? Hören Sie zu!«

Und leise begann er, seinen Plan zu entwickeln, dessen Tollkühnheit Mendoza zuerst entsetzte, dann aber aus Herzensgründe begeisterte. Am nächsten Morgen flog Sherlock Holmes mit dem fahrplanmäßigen Postflugzeug nach Puerto Rico zurück, um Kapitän Mixton seine Aufwartung zu machen.

Zur gleichen Stunde ließ sich aber Jonny Buston in des Weltdetektivs Auftrag beim Kommandanten der Seestreitkräfte in Trinidad melden, um eine volle Stunde hinter verschlossenen Türen mit dem Admiral zu verhandeln. Der Stein war ins Rollen gekommen!

5. Kapitel

In der Höhle des Löwen

In Puerto Rico wussten nur Eingeweihte, dass Kapitän Mixton, eigener Herr eines flinken, schmucken Schoners, ein Doppelleben führte.

Er besaß ein kleines Häuschen, von dem aus man den Hafen überschauen konnte, und wohnte dort mit Frau und Kind. Dieses kleine, freundliche Häuschen war das Ziel eines stutzerhaft gekleideten Herrn, der mit tänzelnden Schritten die Straße hinabschritt und dabei sein Spazierstockchen herumwirbelte.

Alle guten Freunde des Weltdetektivs hätten sich zu dieser Stunde in Puerto Rico aufgehalten, alle hätten ihm hier auf dieser Straße begegnen können, aber keiner von ihnen hätte ihn in dieser meisterhaften Maske erkannt!

Nun erreichte er das Haus und klingelte. Ein Dienstmäd-

chen erschien.

»Mein Name ist James Pringlay«, stellte er sich mit liebenswürdigem Lächeln vor, »und ich komme eigens aus Trinidad herüber, um Señor Mixton zu sprechen. Der Herr Kapitän ist doch hoffentlich zu Hause?«

Das Mädchen nickte, knickste und führte den eleganten Besucher, der so reizend lächeln konnte, in einen Raum, an dessen Decke zwei Schiffsmodelle, von dünnem Draht gehalten, schwebten. Auf dem Schreibtisch stand ein Globus, ein vergoldeter Anker diente als Briefbeschwerer und an den Wänden hingen Bilder, die ausnahmslos Schiffe darstellten. Ja, in diesem Zimmer wohnte ein Seemann! Man roch förmlich das Salzwasser.

Der Kapitän ließ nicht lange auf sich warten. Er war ein untersetzter Mann mit breiten, eckigen Schultern, mit Händen, die den Tatzen eines Bären alle Ehre gemacht hätten, und mit einem Gesicht, das Wind und Sonne gezeichnet hatten. Sein Blick war eher stechend als verschlagen. Das stark vorgeschobene Kinn verriet starke Energie und seine ganze Haltung überhaupt einen Mann, der zu befehlen gewohnt war. Ihn zum Feind zu besitzen, konnte durchaus nicht als ein Vergnügen angesehen werden.

Mit durchdringenden Blicken maß der seinen hyper eleganten Besucher, der sich inmitten des mit schweren wuchtigen Möbeln gefüllten Raumes etwas seltsam ausnahm.

Sherlock Holmes beeilte sich, den Herrn des Hauses mit einer tiefen Verbeugung zu begrüßen.

»Mein Name ist James Pringlay«, stellte er sich ein zweites Mal vor.

»Und Sie wünschen?« Der Kapitän schien kein Freund vieler Worte zu sein. Dennoch war er höflich genug, dem Besu-

cher einen Stuhl anzubieten, auf dem sich dieser umständlich niederließ, sehr darauf bedacht, sich bei dieser Gelegenheit nicht die scharf gebügelte Hosenfalte zu zerdrücken. »Sie wünschen?«, knurrte Mixton noch einmal.

Sherlock Holmes zupfte an der seidenen Krawatte.

»Tja«, sagte er mit dem verbindlichsten Lächeln, das er auf Lager hatte, »tja, das ist nicht so einfach mit wenigen Worten abgetan. Ich bin nämlich Tiefseeforscher, wissen Sie? Das ist ein hochinteressanter Beruf. Sie glauben gar nicht ...«

»Bitte, fassen Sie sich kurz«, fuhr ihn der Kapitän wenig freundlich in die Parade, »denn ich habe verdammt wenig Zeit. Vielleicht haben Sie sich ganz und gar verlaufen? Das Institut für Tiefseeforschung befindet sich ...«

»Aber nein, Señor, zu Ihnen will ich! Die Firma *Alsalsa & Mendoza* schickt mich hierher!«

Mixton zuckte bei der Nennung der Reederei unmerklich zurück. Er kniff die Lider zusammen und warf dem Besucher einen prüfenden Blick zu.

»Tja«, fuhr Sherlock Holmes fort, »es handelt sich nämlich um das Wrack eines vor vielen Jahren untergegangenen Schiffwracks, das den Namen MARIANNE führte.«

Des Kapitäns Haltung veränderte sich ein wenig: Er schob den Kopf nach vorn, ohne es zu wissen, und seine Augen traten leicht aus den Höhlen. Offenbar schien sich eine gewisse Unruhe seiner zu bemächtigen.

»Tja«, sprach Sherlock Holmes, harmlos lächelnd, weiter; »ich hörte von dem Wrack und davon, dass man im vorigen Jahr versucht hatte, den wertvollen Schatz zu heben. Leider ohne Erfolg. Ich reiste also jetzt nach Trinidad, um der Reederei vorzuschlagen, unter meiner Oberleitung einen neuen Versuch zu machen. Ich bin Tiefseeforscher und kann bei ei-

ner solchen Sache das Angenehme mit dem Nützlichen verbinden: Das Gold bergen und gleichzeitig meinen Forschungen nachgehen.«

Der Kapitän verharrte schweigend, aber er starrte den Sprecher unverwandt an.

»Tja«, fuhr dieser fort, »so weit wäre ja alles ganz schön. Wie ich aber zu meinem Entsetzen in Trinidad erfuhr, hat man den armen Señor Alsalsa ermordet und dabei den Plan geraubt, auf dem die Lage des Wracks angegeben war. Nun will gewiss dieser Spitzbube und Mörder den Schatz heben!« Sherlock Holmes machte ein trauriges Gesicht. »Tja«, es gibt eben immer noch Schufte in der Welt. Aber dieser Lump von Mörder soll nicht triumphieren! Ich werde den Schatz heben, ehe er dazu Gelegenheit findet!«

Langsam schien der Kapitän zu neuem Leben zu erwachen.

»Sie sind ein Narr!«, sagte er grob.

»Wie bitte?«, fuhr der Besucher auf und verzog beleidigt den Mund. »Ein Narr? Aber erlauben Sie mal! Ich bin Tiefseeforscher und weiß, was ich ...!«

»Ein Narr sind Sie!«, knurrte ihn der andere fast wild an. »Hören Sie denn nicht? Das Wrack liegt ja gar nicht an der bezeichneten Stelle!«

»Aber vielleicht nicht weit davon!«

Der Kapitän starrte ihn böse an.

»Und dann sagen Sie doch«, stieß er hervor, »dass der Mörder den Plan geraubt hat. Wie kann man da je die Stelle wiederfinden?«

»Tja«, erwiderte Sherlock Holmes, »das wäre wohl eine Unmöglichkeit, wenn Señor Mendoza nicht eine Kopie des Planes besäße!«

»Zum Teufel!«

»Wie bitte?«

»Ich sage, dass alles Unsinn ist, was Sie reden, und dass Sie sich mit Ihrem Vorhaben zum Teufel scheren sollen!«, schrie Mixton zornig. »Und überhaupt: Warum erzählen Sie mir das alles?«

»Weil ich Sie bitten will, mir nicht nur Ihren Schoner, sondern auch Ihre reiche Erfahrung auf dem Gebiet der Wrackbergung zur Verfügung zu stellen. Die ganze Aktion geht auf meine Rechnung. Ich habe Señor Mendoza die Kopie des Planes abgekauft. Das Wrack gehört also mir. Und ich zahle Ihnen auch jede Summe, die Sie für Ihre Dienste fordern! Señor Mendoza sagte mir: ›Wenn es einen Mann gibt, der ihnen ratend und helfend zur Seite stehen kann, so nur Kapitän Mixton! Wenden Sie sich an ihn. Vielleicht versucht er es nochmal!‹ Tja – und so bin ich hier, um Sie zu bitten, mit mir gemeinsam die Bergung des Wracks zu übernehmen!«

»Und wenn ich Nein sage«, stieß Mixton hervor.

»Tja«, erwiderte Sherlock Holmes niedergeschlagen, »dann muss ich mich wohl nach einem anderen Kapitän umsehen, der sich die fünftausend Dollar verdienen will.«

Mixton schäumte vor Wut. Dieser aufgeputzte Elegant konnte ihm noch die ganze Geschichte verderben! Und dass Mendoza noch eine Kopie des Planes besessen hatte, das schlug doch dem Fass den Boden aus! Aber was blieb ihm eigentlich unter diesen Umständen anderes übrig, als auf die Wünsche dieses geschniegelten Affen einzugehen, der einen reichen Vater zu besitzen scheint, da er sich solche Späße leisten konnte. Sagte er Nein, ging der Kerl zu einem anderen Kapitän – und der hebt dann das Gold! Nein, nein, er musste seine Zustimmung erteilen, ob er wollte oder nicht.

Dass das Wrack nicht gefunden werden würde, dafür wollte er ja schon sorgen, aber die schöne Zeit, die dabei verloren ging!

Oder ob man diesen jungen Burschen einfach aus dem Weg räumte? Gefährlich blitzte es für Sekunden in des Kapitäns stechenden Augen auf! Dann aber unterdrückte er den Gedanken. Ein neuer Mord konnte Verdacht erregen. Nein, er musste in den sauren Apfel beißen und ein paar Wochen mittun.

»Gut«, meinte er also, »ich bin dabei. Aber ich sage es Ihnen schon im Vorhinein: Ihr Bemühen ist zwecklos!«

»Vielleicht auch nicht!«, erwiderte der Elegant, um dann erfreut auf die Füße zu springen. »Also abgemacht! Ich wohne im Palace-Hotel. Holen Sie sich, bitte, heute Abend dort die Hälfte Ihres Honorars als Anzahlung ab. Und dann beschleunigen Sie Ihre Vorbereitungen, Kapitän. Wann können wir abdampfen?«

Mixton überlegte.

»In drei Tagen«, erwiderte er dann.

»Famos, famos!«, jubelte Herr Pringlay und reichte dem Kapitän die Hand, die dieser am liebsten zu Brei zerquetscht hätte. »Ich erwarte Sie also heute Abend bei mir im Hotel. Sie sind mein Gast. Aber natürlich!« Und er ging mit einer Flut von Höflichkeitsbezeugungen.

Ein böses Leuchten trat in Kapitän Mixtons Augen, als er allein war. Dann verließ er das Haus, um seine Freunde von dem Zwischenfall in Kenntnis zu setzen.

6. Kapitel

Ein furchtbarer Augenblick

Drei Tage später lag der Schoner abfahrbereit im Hafen. Alle waren sie an Bord: Kapitän Mixton seine drei Freunde, die Kaufleute, die sich das Vergnügen, das man sich mit dem hypereleganten Greenhorn machen wollte, nicht entgehen ließen, sowie die vollzählige Mannschaft.

Nur der Veranstalter dieser Fahrt, der junge Tiefseeforscher, war noch nicht an Bord. War er im letzten Augenblick anderen Sinnes geworden? Nein, keine Spur. Fünf Minuten vor der vereinbarten Abfahrzeit erschien er längsseits des Schiffes in einem Motorboot. Aber nicht allein. Sechs junge Leute befanden sich in seiner Begleitung, die schnell, einer nach dem anderen, über die Strickleiter heraufkamen.

Kapitän Mixton zog die Stirn in unmutsvolle Falten. Was bedeutete das?

»Meine Freunde!«, stellte Sherlock Holmes liebenswürdig lächelnd vor, auf die sechs jungen Leute deutend. »Sie brengen darauf, der Hebung des Goldschatzes beizuwohnen!«

Mixton wollte barsch erwidern, dass man die Mitnahme von Passagieren nicht vereinbart habe; aber dann schwieg er doch. Es war schließlich gleich.

Auch eine Kiste wurde noch an Bord geholt.

»Sie enthält allerlei Apparate, die für Tiefseeforschung nötig sind«, erklärte Sherlock Holmes harmlos.

Mixton ging auf die Brücke, und wenige Minuten später dampfte der Schoner aus dem Hafen. Nach dreitägiger, von keinem bösen Wetter beeinträchtigte Fahrt erreichte man die Insel, an deren Klippen die MARIANNE zerschellt und ver-

sunken war.

Die Insel selbst war unbewohnt, bestand sie doch nur aus hohen, zackigen Felsen, auf denen keinerlei Vegetation gedeihen konnte. Sherlock Holmes blinzelte stumm zum Eiland hinüber.

Ganz langsam und forschend glitt sein Blick über das kahle, wildzerklüftete Gestein. Bis er das entdeckte, was er suchte: einen kleinen, hellen Stofffetzen, der hoch oben an einer der Erhöhungen im Wind flatterte. Da nickte er und drehte der Insel wieder den Rücken zu. Seinen sechs Freunden aber, die in Wirklichkeit nichts anderes als verkappte Polizeibeamte aus Trinidad waren, flüsterte er bei passender Gelegenheit die Worte zu:

»Alles in Ordnung. Sie sind schon angekommen!«

Der erste Abstieg des Tauchers auf den Meeresgrund war auf den morgigen Tag angesetzt. Der Mann war derselbe, der auch seinerzeit für die Reederei hinabgegangen war und der – keinen Augenblick zweifelte der Weltdetektiv daran – mit dem Kapitän unter einer Decke steckte. Es geschah, wie verabredet. Kaum war der neue Tag angebrochen, als Watson, der Taucher, in den Tauchanzug schlüpfte, sich den unförmigen Helm aufschrauben ließ und schwerfällig über die ins Meer geworfene und mit Blei beschwerte Strickleiter den ersten Abstieg unternahm.

Dann kam er wieder herauf.

»Nun?«, rief Sherlock Holmes in scheinbarer Aufregung. Watson zuckte die Achseln.

»Von dem Wrack ist nicht die geringste Spur zu entdecken. Señor Pringlay«, sagte er. »Weiß der Teufel, wie das möglich ist. Aber wer weiß, vielleicht hat sich der Zeichner des Planes geirrt!«

Davon aber wollte der *Tiefseeforscher* nichts wissen.

»Das glaube ich nicht«, behauptete er. »Sie müssen die ganze Umgebung absuchen. Vielleicht hat eine unterirdische Erdverschiebung stattgefunden, die die Lage des Wracks ein wenig verändert hat!«

Der Taucher schwieg, ruhte sich zwei Stunden aus und verschwand noch einmal in der Tiefe. Natürlich kehrte er wiederum mit enttäuschter Miene zurück. Aber Pringlay entwickelte eine seltsame Zähigkeit.

»Versuchen Sie morgen nochmals Ihr Glück!«, rief er erregt. »Halten Sie sich einmal statt nach links mehr nach rechts!«

Zu alledem sagte der Kapitän kein Wort, und auch die Kaufleute und die Besatzung schwiegen. Man amüsierte sich köstlich über den jungen Menschen, der mit aller Gewalt einen Schatz heben wollte – einen Schatz, der nicht für ihn bestimmt war! So kam die Nacht. Pringlay und seine Freunde hatte sich zeitig zur Ruhe begeben, dafür erschienen sie auch am nächsten Morgen ausgeruht und mit frischen Kräften.

Besonders Pringlay lief mit strahlender Miene umher.

»Ich habe eine famose Idee!«, rief er Kapitän Mixton zu. »Und wissen Sie auch, was für eine? Ich steige selbst einmal auf den Meeresgrund hinab!«

Für Sekunden wich alle Farbe aus des Kapitäns Antlitz.

»Sie?«, stieß er hervor. »Mann, Sie haben wohl keine Ahnung, dass das Tauchen gelernt sein muss! Und dann geht das ja auch gar nicht. Wie ich Watson kenne, vertraut er seinen Tauchapparat keinem anderen an. Nein, nein, das schlagen Sie sich nur aus dem Kopf!«

Aber Sherlock Holmes lächelte nur.

»Was brauche ich Watsons Taucherausrüstung«, erwiderte er unbeirrbar und wies dabei auf die Kiste, die er mitgebracht und die man auf Deck fest vertäut hatte. »Da drin liegt alles, was ich brauche!«

Kapitän Mixton biss sich auf die Lippen, als Sherlock Holmes mit seinen Freunden die Kiste öffnete, und nicht nur einen kompletten Tauchanzug, sondern auch eine vollständige Pumpeinrichtung, die dem Taucher die nötige Menge an frischem Sauerstoff durch Schläuche zuführt, zum Vorschein brachte. Während der nächsten Viertelstunde blieb der Kapitän unsichtbar, aber Sherlock Holmes ahnte, wo er sich befand: bei Watson, dem Taucher wahrscheinlich.

»Man wird beratschlagen, wie man mich nun schleunig um die Ecke bringt«, dachte er. »Allmählich scheine ich anzufangen, dem Pack auf die Nerven zu fallen!«

Dessen ungeachtet machte er sich mit seinen *Freunden* schleunig daran, alles für den Abstieg vorzubereiten.

Als Watson erschien, war die Luftpumpvorrichtung bereits an Deck aufgestellt.

»Ich warne Sie vor Unbesonnenheiten«, knurrte Watson mit einem wütenden Blick auf das Bild, das sich seinen Blicken bot. »Es gehört eine große Übung dazu, sich als Taucher zu betätigen. Überdies ist es vollkommen zwecklos. Auch Sie werden nichts von dem Wrack entdecken können!«

Aber Sherlock Holmes lächelte liebenswürdig.

»So lassen Sie mir doch das Vergnügen«, sagte er. »Und das die Übung anbelangt – o, ich habe auf dem Gebiet der Taucherei mehr Erfahrung, als Sie vielleicht annehmen!« Und er begann, mit der harmlosesten Miene der von Welt den Taucheranzug anzulegen. Watson trat mit verkniffenem Gesicht abseits, um sich auch seinerseits für den Abstieg fer-

tig zu machen, aber der Blick, den er dem Kapitän zuwarf, verhieß nichts Gutes! So kam es, dass sich plötzlich an Deck des Schoners zwei Taucher befanden! Als man ihnen den Helm aufschraubte, den Tornister mit Riemen auf den Rücken schnallte und die Luftkammern des Tornisters mit dem Atmungsschlauch verbunden hatte, legten sie den Gürtel mit dem Messer und der Signalleine an und stiegen langsam über die Strickleiter in die Tiefe, Watson zuerst, dann Sherlock Holmes ohne Furcht, obwohl er noch niemals zuvor unter Wasser gegangen war.

Klatschend schlug das Wasser über ihm zusammen. Es summte und brauste in seinen Ohren, und seine Handgelenke begannen unter den veränderten Blutdruck zu schmerzen. Dann aber wichen die quälenden Empfindungen wieder. Was blieb, war nur eine gewisse Beklemmung, die dem Gefühl des Ungewöhnlichen entsprang.

Als er den festen Untergrund unter den Füßen spürte, ließ er die Stricke los und schaute sich um. Da das Wasser klar war, sah er deutlich, wie Watson langsam auf ein dunkles Etwas zuschritt, das wie ein riesiges, schlafendes Ungeheuer regungslos auf dem Grund des Meeres kauerte: das Wrack der MARIANNE!

Fische und allerlei anderes Getier schwammen umher, aber Sherlock Holmes schenkte weder ihnen noch der Fülle der anderen, bisher nie geschauten Dinge Beachtung. Das Wrack lockte ihn! Er ging darauf zu. Das Herz lachte ihm förmlich im Leib, als er das Schiff unversehrt vor sich sah. Wohl war es etwas verschrammt, wohl wucherten unübersehbare Mengen von Schlingpflanzen auf den faulenden Planken, aber was schadete das? Die Bergung der Goldbarren musste für geübte Taucher ein Leichtes sein! Die Schuffte

waren also überführt!

Sherlock Holmes genügte der Anblick. Mehr hatte er nicht feststellen wollen. Er wandte sich um und wollte zur Strickleiter zurückkehren. Da aber fühlte er sich plötzlich von hinten umklammert! Watson war es, und das Messer in seiner Hand sagte ihm alles! Watson wollte den Luftschlauch durchschneiden, der in Sherlock Holmes Tornister mündete! Ein furchtbares Ringen setzte ein.

Anfangs gelang es Sherlock Holmes, die Oberhand zu gewinnen, dann aber geriet Watson in Vorteil, weil er sich doch geschickter in dem hemmenden Anzug zu bewegen verstand. Immer mehr fühlte Sherlock Holmes seine Kräfte schwinden. Da aber gelang es ihm, den Angreifer durch eine blitzschnelle Beinstellung zu Fall zu bringen. Ehe sich Watson erheben konnte, hatte er bereits die Bleisohlen unter den Füßen gelöst, was zur Folge hatte, dass er förmlich zur Wasseroberfläche emporschoss. Flugs packte er die Strickleiter und kletterte an Deck. An Deck war die ganze Mannschaft samt dem Kapitän und seinen Freunden versammelt. Sie erstarrten fast, als unter dem Helm Sherlock Antlitz zum Vorschein kam. Zum Teufel, warum hatte Watson das Greenhorn dort unten nicht beseitigt?

Im Handumdrehen entledigte sich Sherlock Holmes der hindernden Kleidung.

»Wo ist Watson?«, schrie ihm der Kapitän zu.

»Unten am Wrack, um die Goldbarren herauszuholen!« lautete des Weltdetektivs scharfe Antwort.

Ein vielstimmiger Fluch scholl als Antwort, ehe jedoch Weiteres geschehen konnte, zog Sherlock Holmes seinen Browning und feuerte zwei Schüsse in die Luft ab. Dann richtete er die Mündung der Waffe blitzschnell auf Mixton

und befahl mit donnernder Stimme: »Hände hoch, oder ich durchlöchere Euch den Körper, so wahr ich Sherlock Holmes heiÙe!«

Im gleichen Augenblick sprangen die verkappten Beamten heran und zogen ihre Schusswaffen. Da bückte sich Mixton urplötzlich, rollte sich über das Deck und verschwand hinter einem Bündel von Tauen.

Hinter den hohen Felsen der Insel aber tauchten drei Motorboote auf, die in rasende Fahrt näherkamen. Es waren Marinesoldaten, die seit zwei Tagen samt Jonny Buston auf der Insel lauerten und nur auf diesen Augenblick gewartet hatten.

Vierundzwanzig Stunden später gelang es Sherlock Holmes auch noch, die unbewohnte Insel zu entdecken, die den Piraten zur Unterbringung des größten Teils ihrer Beute gedient hatte. Unermessliche Werte konnten hierdurch den Geschädigten wieder zur Verfügung gestellt werden.

Die Piraten aber empfangen samt ihrem Anhang schwere Strafen. Der Kapitän und Joe Trynn wurden hingerichtet, weil sie den Tod zahlreicher Menschen verschuldet hatten.

Ende